

Sebastian Gießmann. *Die Verbundenheit der Dinge: Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke.* Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2014. 500 S., zahlr. Abb. (gebunden), ISBN 978-3-86599-224-6.



Reviewed by Monika Dommann

Published on H-Soz-u-Kult (March, 2016)

S. Gießmann: Die Verbundenheit der Dinge

Zuletzt, im Februar 2016. Auf dem Podium saß der Abt des Klosters Einsiedeln, einer im Jahr 934 in der Innerschweiz gegründeten Abtei des Benediktinerordens. Katholisch sozialisiert, war mir die Rhetorik, die Botschaft und die Performanz des Wortenträgers bestens vertraut. Dennoch stutzte ich: Meine Irritation war einem Begriff im Vokabular des Abts geschuldet, den er in diversen Variationen verwendete. Ich konnte mich nicht erinnern, dass ich diesen Begriff (als Verb, Adjektiv und Substantiv) früher von Geistlichen – etwa den Missionaren, bei denen ich zur Schule gegangen war – bereits einmal gehört hätte. Und dennoch schien es, als hätte sich der Begriff schon immer im Repertoire einer global tätigen katholischen Gemeinschaft befunden. „Vernetzen“, „vernetzt“ und „Vernetzung“ steht in der Rhetorik des 47-jährigen Abts von Einsiedeln für vieles: Welttauglichkeit, Reise- und Mediengewandtheit, Soziale Kompetenz im Kleinen und im Großen. Woher rührte meine Irritation? Daher, dass der Begriff, der sich im Sprachgebrauch eines Wortenträgers einer traditionsreichen Organisation befindet, die Aura des Modernen ausstrahlt?

Der kürzlich verstorbene Umberto Eco hat in den 1980er-Jahren einen hilfreichen Definitionsversuch des Netzbegriffes unternommen: „Das charakteristische Merkmal eines Netzes ist, dass jeder Punkt mit jedem anderen Punkt verbunden werden kann, und wo die Verbindungen noch nicht entworfen sind, können sie trotzdem vorgestellt werden. Ein Netz ist ein unbegrenztes Territorium.“ Vgl. Umberto Eco, *Die Enzyklopädie als Labyrinth* [1984], in: ders., *Im Labyrinth der Vernunft. Texte über Kunst und Zeichen*, hrsg. von Michael Franz und Stefan Richter, Leipzig 1989, S. 104–109; im besprochenen Buch zitiert auf S. 211. Der Verweis des Abtes konnte demnach als Griff in die Kulturgeschichte gedeutet werden: Ein Begriff, dem die Eigenschaft zukommt, sowohl Kulturtechnik wie auch Imaginationsraum zu sein, ist eine beinahe unschlagbare sprachliche Ressource einer lokal verankerten Weltorganisation mit Expansionsanspruch.

Sebastian Gießmann, der inzwischen in Siegen Medienwissenschaft lehrt, wurde mit seiner Kulturgeschichte des Netzes an der Humboldt-Universität zu Berlin in Kulturwissenschaft promoviert. Seine Untersuchung ver-

bindet Materialkulturgeschichte und Diskursgeschichte (S. 10); damit leistet sie einen wichtigen Beitrag zum Gegenwartsverständnis sowie zur Frage, auf welchen Denktraditionen, Bildprogrammen und Kulturtechniken unser Gebrauch der Netzwerkinfrastrukturen und der Rhetorik des Netzes beruht.

GieĂmann hat seine Netze weit ausgeworfen: in der ArchĂologie und Mythologie, der Literaturgeschichte, der Kunstgeschichte, den Sozial- und Kulturtheorien, der Technikgeschichte, der Bildwissenschaft, der Verkehrsgeschichte, der Computergeschichte etc. Die AufzĂhlung muss unvollstĂndig bleiben, weil sich die Perspektivierung GieĂmanns gerade einer solchen Taxonomie widersetzt. Die Untersuchung enthĂlt eine material- und detailreiche VerknĂpfung von Fallstudien, die eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke vom Arachne-Mythos (der kongenialen TextilkĂnstlerin, die von der GĂttin Minerva in eine Spinne verwandelt wurde) bis Ed Snowden (dem heroischen Programmierer, der das Verfangen des Users in den FĂngen der NSA enthĂllte) anpeilen.

Eine Auseinandersetzung mit GieĂmanns dickem Buch ist nicht ganz einfach und wirft die Rezensentin auf grundlegende Fragen der wissenschaftlichen LektĂre zurĂck: Wie kann man diesen historisch und theoretisch dichten Text lesen und das reichhaltige Bildkorpus (neben vielen Schwarz-WeiĂ-Abbildungen rund 30 Farbtafeln) handhaben? Welche Argumente halten die elf Kapitel dieses 500-seitigen Buches zusammen? Der Autor hat Vorkehrungen getroffen, um dem Leser auch Shortcuts zu bieten: Es gibt ein Sachregister, das eine LektĂre nach Stichworten ermĂglicht. Eine lineare LektĂre der weitgehend chronologisch ausgebauten Studie oder eine AuswahllektĂre der elf Kapitel sind weitere Optionen.

Nachdem GieĂmann zu Beginn die zentrale Frage einer VerknĂpfung von Diskursgeschichte und Materialkulturgeschichte formuliert (âWie aber kam das Netz ins Netzwerk?â, S. 8) und eine erste Hypothese wagt (âKĂnnnte es sein, dass Netze erst im 17. und 18. Jahrhundert allmĂhlich zu Netzwerken im heutigen Sinne werden?â, S. 89), liefert er eine allgemeine, skizzenhafte Beschreibung der Netzwerke. In diesem Vorgehen manifestiert sich auch das TheorieverstĂndnis des Medienkulturwissenschaftlers, mittels Theoriediskussion und Fallstudien eine systematische Begrifflichkeit der Netzwerke zu entwickeln. Hilfreich sind deshalb die sieben theoretischen PrĂmissen, die der weiteren Untersuchung vorangestellt sind (S. 119â134): 1. Netzwer-

ke benĂtigen immer eine materielle Grundlage, um operieren zu kĂnnen. 2. Sie entziehen sich dem Zugriff des Einzelnen, doch werden sie durch Visualisierungen (Diagramme und Karten) beobacht- und handhabbar. 3. Netzwerke basieren auf ZwischenrĂumen und Zwischenverbindungen, sind durch Protokolle organisiert sowie auf Orte und Akteure angewiesen, denen die Funktion des Vermittelns zukommt. Die RelationalitĂt wird dabei in Verknotungen und DichteverhĂltnissen berechen- und darstellbar. 4. Netzwerke bilden spezifische Zeitregime aus (Takte, Gleichzeitigkeit, Synchronie). 5. Netzwerke stehen selten fĂr sich allein. Sie wachsen hĂufig aus bestehenden Strukturen, verkoppeln sich untereinander und bedienen sich der Protokolle der anderen, um ihren eigenen Vermittlungen Geltung zu verschaffen. 6. Netzwerke sind stĂrungsanfĂllig. Sie brechen zusammen und enden, wenn die Protokolle nicht mehr befolgt und Zeitregime nicht mehr synchronisiert werden, oder anders formuliert: wenn VermittlungsvorgĂnge fehlen oder scheitern. 7. Netzwerke werden durch ErzĂhlungen zusammengehalten.

Ausgehend von diesen PrĂmissen rollt GieĂmann eine Geschichte der Netze und Netzwerke auf, die beinahe schon klassisch modernisierungstheoretisch im 19. Jahrhundert einsetzt, jedoch diese Praktiken, wo nĂtig, in Traditionen verankert, die bis ins 17. Jahrhundert zurĂckreichen. Eine kurze Auswahl vermag hier nur einen kleinen Einblick in GieĂmanns Tour dĂhorizon zu geben. Er zeigt beispielsweise, dass die Kanalobsessionen der Saint-Simonisten in Frankreich um 1850 im Kontext der Stadtplanung und der kolonialen Expansion zwar vordergrĂndig einen neutralen Zugang fĂr Verkehrs- und Kommunikationswege schufen, aber damit auch unabdingbare Verbindungen fĂr die Annexion zur VerfĂgung stellten (S. 135â169). GieĂmanns Fallstudien sind dort am Ăberzeugendsten, wo sie die Medienpraktiken auf Basis in der Geschichte vernachlĂssigter Quellengattungen minutiĂs sezieren und damit bislang weitgehend unsichtbare Kulturtechniken offenlegen.

So traten die amerikanischen TelefonbĂcher bei der Bildung des Telefonnetzes um 1890 als Agenten in Erscheinung, indem sie als Vermittlungsinstrumente sozialer Adressierung figurierten. Die Netzwerkdiagramme, die der BegrĂnder der Soziometrie, Jacob Levy Moreno, in den 1930er-Jahren entwarf und dabei den Begriff âNetworkâ verwendete, trugen dazu bei, das Netzwerk als ErzĂhlform in der amerikanischen Sozialforschung zu etablieren und damit die Verbindungs- und AssoziationsfĂhigkeit zur messbaren Funktion von KollektivitĂt zu erheben. In der amerikanischen Tradition des sozia-

len Atomismus wurde Kollektivität als eine Folge von Konnektivität betrachtet.

Die Tube Map Londons, die vom Gebrauchsgrafiker Henry Charles Beck ebenfalls in den 1930er-Jahren entworfen wurde, deutet Gießmann als Ausdruck einer neuen topologischen Raumauffassung, in der die flächichtige Relationalität der Verkehrsströme geometrisch erfassbar wurde. Beck hatte sich hierfür intensiv mit dem Problem des Umsteigens beschäftigt (in Gießmanns medientheoretischer Fachsprache als ânetztypische Konnektivitätâ bezeichnet, S. 283). Die Tube Map habe ein visuelles Modell eines Verhaltens in und mit Räumen geschaffen, das in Netzwerkgesellschaften konstitutiv sei. Becks Erfindung stehe, so Gießmann mit Rekurs auf Ernst Cassirer, für eine Transformation in den 1930er-Jahren, die als eine Verschiebung von der Substanz zur Relation bezeichnet werden könnte (S. 295).

Die politik- und wirtschaftshistorische Brisanz von Gießmanns medienhistorischer Erzählung der Genese des Netzwerkdenkens zeigt sich im zehnten Kapitel, das sich unter anderem am Beispiel von Georges Bachelier alias Pollux dem âVerschwörungstheoretiker als Netzwerkanalytiker par excellenceâ widmet (S. 382). Dieser hatte es sich in den 1940er-Jahren zur Aufgabe gemacht, die verborgenen Netzwerke der Schweizerischen Oligarchie und der geheimen âDrahtzieherâ des Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg zu enthüllen. Pollux, Trusts in der Schweiz? Die schweizerische Politik im Schlepptau der Hochfinanz, Zürich 1945; ders., Wer leitete Deutschland? Die eigentlichen Kriegsverbrecher. 50 Drahtzieher hinter den Kulissen, Zürich 1945. Dem Kommunisten Pollux ging es um eine Kartierung der âVerflechtung und Konzentration der Hochfinanzâ (S. 389). Seine aufklappbaren Bildta-

bleaus visualisierten das Wirtschaftssystem als Kopplung und Verquickung von Akteuren. Das Netzwerk enthält jene Gesamtschau, die dem einzelnen Akteur verwehrt bleibt. Doch Gießmann bleibt nicht bei einer Denunziation dieser Darstellungspraktiken stehen: Verschwörungstheorien sind eben nicht das Gegenteil, sondern der Exzess der wissenschaftlichen Netzwerkanalysen und die Verschwörungstheoretiker mitunter die besten Netzwerkanalytiker. Vgl. hierzu auch Stephan Gregory, Das paranoische Pendel. Wendungen des Verschwörungsgedankens, in: Marcus Krause / Arno Meteling / Markus Stauff (Hrsg.), The Parallax View. Zur Mediologie der Verschwörung, München 2011, S. 45-58, (23.02.2016). Der Autor verweist zum Schluss auch auf die produktive Funktion des paranoischen Netzwerksmodus, der Verbindungen und Verflechtungen nicht einfach vermutet, sondern sie regelrecht erzähl, visualisiert und berechnet. Die Verschwörungstheorie könnte denn auch als die düstere Seite des rationalen universalistischen Zuges aller Netzwerktheorien bezeichnet werden. Je umfassender auf Netzwerke als soziale Strategien gesetzt wird, umso wilder blähen die Verschwörungstheorien, so Gießmanns Verdikt.

Wenn der Abt von Einsiedeln also von âVernetzenâ spricht, meint er vielleicht auch Bindungsmagie, die Fernwirkung einer Vernetztheit, die situativ lose Kopplungen als feste beständige Beziehungen ermöglicht. Er schließt damit wohl weniger an das Web 2.0 als an magische Traditionen und religiöse Praktiken an, auch wenn er hierfür einen Begriff aus der Geschichte der modernen Sozialtechniken borgt. Sebastian Gießmanns in ihrer ganzen Anlage zwar nicht geschichtswissenschaftliche, aber auch für Historiker/innen höchst inspirierende Studie schärft die Sensibilität für die Bildreservoirs, Wissensbestände und Kulturtechniken der Gegenwart, die sich als Netzwerk versteht.

If there is additional discussion of this review, you may access it through the network, at:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/>

Citation: Monika Dommann. Review of Gießmann, Sebastian, *Die Verbundenheit der Dinge: Eine Kulturgeschichte der Netze und Netzwerke*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. March, 2016.

URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=46495>

Copyright © 2016 by H-Net, Clio-online, and the author, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial, educational purposes, if permission is granted by the author and usage right holders. For permission please contact H-SOZ-U-KULT@H-NET.MSU.EDU.